

"Du bist aber gewachsen!" - Ein Blick auf die vielgeschmähten Flick - und Füllwörter

Autor(en): **Niederhauser, Jürg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **65 (2009)**

Heft 6

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421965>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Du bist aber gewachsen!» – Ein Blick auf die vielgeschmähten Flick- und Füllwörter

Von Jürg Niederhauser

Dieses Kapitel der Grammatik ist vielleicht ebenso stark vernachlässigt worden, wie andere übermässig durchdacht worden sind. John Locke

Kinder, seid ihr aber gross geworden!», kommentieren Onkel oder Tante, wenn sie wieder einmal zu Besuch kommen. «Ja, ja, in dem Alter wächst man halt schnell. Das ist eben so bei Kindern.» *Aber, halt, eben* – ob mit oder ohne diese Wörter: der reine Inhalt der zitierten Sätze bleibt sich gleich. Diese Wörter tragen darin sozusagen keine genaue wörtliche Bedeutung und können weggelassen werden, ohne dass einer der Sätze dadurch unvollständig würde. In anderen Satzzusammenhängen sind die gleichen Wörter sehr wohl notwendiger Bestandteil und Träger bestimmter, genau umrissener Wortbedeutungen; so bedeutet *eben* als Adjektiv «flach, gleichmässig»: «Der Weg dorthin ist eben.»

Der herkömmlichen Schulgrammatik und den sprachpflegerischen Stillehren hat das Auftreten solcher Wörter in Sätzen, wo sie eigentlich nichts Wörtliches bedeuten, Mühe bereitet. Ja, diese Sonderverwendungen von Wörtern, die sich nicht richtig in die gängigen grammatischen Beschreibungsmuster einordnen liessen, sind lange als «Flick- und Füllwörter» geradezu verpönt worden. In einer immer noch tonangebenden populären Stillehre findet sich die knappe Wertung: «Um so mehr, als z. B. *aber* nicht nur den Gegensatz bezeichnet, sondern auch schieres Füllsel ist: Das ist aber schlimm!» Ein anderer Stillehrer hält kurz und bündig fest: «All diese Flickwörter wimmeln wie Läuse in dem Pelz unserer Sprache herum.»

Wenn die wimmelnden Läuse so überflüssig sind, wie gewisse laut vernehmbare Sprachpfleger behaupten, weshalb sind sie denn im

deutschen Sprachgebrauch derart verbreitet? Ist das bloss reine Nachlässigkeit oder Faulheit der Sprechenden, oder haben Flickwörter nicht doch eine Funktion?

Vergleichen wir die beiden folgenden Äusserungen: «Kinder sind so» – «Kinder sind eben so». Beide Sätze sind Feststellungen, in denen der gleiche Sachverhalt geäussert wird. Für den Inhalt der Feststellung ist *eben* tatsächlich überflüssig. Aber das heisst noch nicht, dass das Wörtchen *eben* im zweiten Satz funktionslos sei. Seine Funktion hat nur nichts mit dem Inhalt des Satzes zu tun. Es zeigt vielmehr an, wie der Inhalt der Äusserung zu verstehen ist, welche Einstellung der Sprecher zu diesem Inhalt einnimmt.

Eben weist darauf hin, dass der Sprecher sich mit seiner Feststellung auf eine allgemeine Selbstverständlichkeit bezieht: Wenn jemand auf die Frage «Wieso fehlt Karl an unserer Sitzung?» antwortet «Karl ist eben krank», dann nimmt er mit *eben* Bezug auf die allgemein bekannte Tatsache, dass Kranke in der Regel zu Hause bleiben und nicht an einer Sitzung teilnehmen. Antwortet er mit *doch* («Karl ist doch krank»), wird ein Vorwurf an den Fragenden formuliert, man gibt ihm zu verstehen, dass er eigentlich wissen müsste, dass Karl krank sei. Mit *wohl* («Karl ist wohl krank») drückt ein Sprecher eine Vermutung aus.

In solchen Verwendungen bedeuten diese kleinen Wörter nichts Wörtliches, sie stellen aber den Bezug einer Äusserung zu ihrem Kontext her und drücken die Einstellung der Sprecher zum Gesagten aus. Sie werden, sprachwissenschaftlich gesprochen, als Abtönungspartikeln oder Modalpartikeln verwendet. Modalpartikeln sind stets Sonderverwendungen von Wörtern, die in erster Linie andere Bedeutungen und Funktionen haben.

Das ist vermutlich auch der Grund dafür, dass traditionelle Grammatik und Sprachkritik nicht viel mit den Modalpartikeln anfangen konnten. Diese Wörtchen liessen sich nicht einordnen, weil es keine Ausdrücke gibt, die nur als Modalpartikeln verwendet werden,

sondern Modalpartikeln stets Sonderverwendungen von Wörtern sind, die in erster Linie andere Funktionen haben. Zudem erkannte man die kommunikative Funktion dieser vorwiegend im mündlichen Sprachgebrauch wichtigen Wörtchen nicht. Das schlug sich dann in den vorhin erwähnten entsprechenden Bewertungen, wie «Flickwörter», «Füllwörter», «Läuse im Pelz der Sprache», nieder.

Als Modalpartikeln können die folgenden Wörter verwendet werden: aber, auch, bloss («Wo habe ich bloss meine Brille?»), denn, doch, eben, eigentlich, einfach, etwa, erst, halt, ja («Du hast es ja selbst gesagt»), mal, nur, ruhig («Komm ruhig heute Abend bei uns vorbei») schon, vielleicht («Er war vielleicht wütend»), wohl.

Modalpartikeln spielen im Deutschen eine wichtige Rolle. «Wie heisst du denn eigentlich?» «Wie war doch noch Ihr Name?», fragen wir, wenn wir bei einem Anlass mit einer uns unbekanntem Person ins Gespräch gekommen sind. Die entsprechende Frage ohne Modalpartikeln – «Wie heissen Sie?» – tönt schnell einmal nach Amtsstelle oder Verhör. «Husten Sie mal», heisst es bei einer ärztlichen Untersuchung in der Regel; nur ein Militärarzt kann sich den Kommandoton «Husten Sie!» leisten.

Zahlreiche Nuancen und Einstellungen lassen sich im Deutschen mit den verschiedenen Abtönungspartikeln zum Ausdruck bringen. In anderen Sprachen werden die entsprechenden kommunikativen Funktionen oft mit anderen sprachlichen Mitteln realisiert. So werden beispielsweise im Englischen in einem Satz wie, “It’s cold, isn’t it?” Unterschiede der Art «Es ist wohl kalt, oder?» oder «Das ist aber kalt» durch unterschiedliche Betonung ausgedrückt. Auch Verben können deutschen Abtönungspartikeln entsprechen: «Peter war wohl nicht da?» – «Je suppose que Pierre n’était pas là?» oder «Hör bloss mit diesem Krach auf!» – “Do stop that noise!”

Deutsch ist eine partikelreiche Sprache, wobei der richtige Gebrauch der Modalpartikeln eine besondere Schwierigkeit für fremdsprachige Deutschlernende oder bei Übersetzungen darstellt.

Die Modalpartikeln spielen nicht nur eine wichtige Rolle im deutschen Sprachgebrauch, sie stellen auch ein faszinierendes Kapitel der Sprachbeschreibung des Deutschen dar. An ihnen zeigt sich, dass zur Beurteilung sprachlicher Erscheinungen nicht nur deren Einordnung in grammatische Beschreibungssysteme, sondern auch deren Funktion im Sprachgebrauch wichtig ist; dass Beurteilungen sprachlicher Erscheinungen, die nur den reinen Informationsgehalt sprachlicher Äusserungen berücksichtigen, zu kurz greifen. Die verpönten Flick- oder Füllwörter sind, genau betrachtet, weniger Läuse denn Zaunkönige im Pelz der Sprache.

In Ausnahmefällen lassen sie sich sogar zu eigentlichen Aussagen kombinieren, wie das ein Satz aus einer Erzählung des Schriftstellers Franz Kafka zeigt: «Aber vielleicht doch nicht gar so sehr.»

Ein Zeugnis früher Beschäftigung mit Modalpartikeln

Einzelne hatten die Bedeutung der Modalpartikeln schon früher erkannt und sich differenzierter mit ihnen auseinandergesetzt. So wies der englische Philosoph John Locke schon 1690 in seinem «Versuch über den menschlichen Verstand» darauf hin, dass diese Verwendung der kleinen Wörtchen einen genaueren Blick wert sei (vergleiche das dem vorliegenden Artikel vorangestellte Zitat). Einer, der schon im 18. Jahrhundert Funktion und Leistung dieser kleinen Wörtchen nuanciert beschrieb, ist der Spätaufklärer Johann Karl Wezel (1747–1819). Er ist einer der lange Zeit in Vergessenheit geratenen Autoren der Aufklärung, die vor allem durch die Bemühungen des Autors Arno Schmidt wiederentdeckt worden sind.

Die Äusserungen über die Partikeln finden sich in einer der kritischen Schriften von Wezel, und zwar in einem Abschnitt der Abhandlung «Ueber Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Teutschen», die 1781 bei Dyk in Leipzig erschien. Es ist eine der Gegenschriften auf das 1780 erschienene Traktat «De la littérature allemande. Des défauts qu'on peut lui reprocher; quelles en sont les causes; et par quels moyens on peut les corriger» von Friedrich II. von Preussen.

Thema dieses Traktats des preussischen Königs sind die seiner Meinung nach bestehenden Mängel der deutschen Literatur, der in Deutschland herrschende geistige Tiefstand der Wissenschaften, des Theaters und der Literatur. Ursache dieses gegenüber anderen Nationen noch wenig weit entwickelten Zustands des geistigen nationalen Lebens sind für ihn historische und politische Gegebenheiten sowie, den sprachpsychologischen Diskussionen der Zeit entsprechend, Mängel der nationalen Sprache («Je suis convaincu qu'un auteur ne sauroit bien écrire, si la langue qu'il parle n'est ni formée, ni polie; [...] J'examine ensuite l'Allemagne selon ces règles pour apprécier avec justice la situation où nous sommes; [...] Je trouve une langue à demi-barbare, qui se divise en autant de dialectes différents que l'Allemagne contient de Provinces.»)

Wezels Erwiderung ist nicht bloss eine Gegenschrift gegen Friedrichs II. Traktat. Es ging ihm nicht darum, dem König direkt zu entgegnen oder ihn zu widerlegen. Dafür ist die Arbeit mit ihren 328 Seiten zu lang und zu aspektreich. Die Schrift Friedrichs war für Wezel vielmehr der willkommene Anlass, seine Meinung zu Themen, die zu dieser Zeit vielfach debattiert wurden, darzulegen und sich an dieser Diskussion zu beteiligen.

Wezels Schrift ist nicht streng systematisch abgefasst. Die Gedanken Friedrichs dienen ihm in gewissem Sinn als Leitfaden zur Gestaltung seiner Schrift. Ausgehend von verschiedenen Bemerkungen Friedrichs, werden die Themen assoziativ abgehandelt.

Die Schrift gliedert sich in drei Hauptteile. Dem umfangreichsten Teil über Sprache folgen ein Teil über Wissenschaften, in dem er nach Überlegungen zur Einteilung der Wissenschaften und zum Wissenschaftsbetrieb in Deutschland vier Wissenschaften besonders durchgeht (Dichtkunst, Beredtsamkeit, Geschichte und Philosophie), und ein Teil über Geschmack, in dem er veränderliche und unveränderliche Komponenten des Geschmacks bestimmt und eine Einteilung des Publikums nach Geschmackshaltungen vornimmt. Im ausführlichen Teil über Sprache handelt er sieben Hauptpunkte ab, wobei

Friedrichs Vorwürfe an die deutsche Sprache als Gliederungskriterien dienen: «Die Fehler, die man unser Sprache zum Theil mit Recht, zum Theil mit Unrecht vorrückt, sind – Rauigkeit des Klanges, Mangel an Festigkeit, Zweideutigkeit, Armuth, Mannichfaltigkeit der Mundarten, Weitschweifigkeit.» Daran anschliessend, kommt er beim siebten Punkt auf allgemeine Mittel und Hindernisse der Sprachverbesserung zu sprechen. In jedem dieser Abschnitte versucht Wezel ausführlich zu ergründen, ob bestimmte Vorwürfe auf die deutsche Sprache zutreffen.

Dabei stellt er jeweils das Französische dem Deutschen kontrastiv gegenüber, um Vorzüge und Fehler der beiden Sprachen zu zeigen, wobei er besonders die Vorzüge des Deutschen hervorhebt. Sein Ziel ist es, die wahren Fehler der deutschen Sprache bekannt zu machen und Möglichkeiten zur Sprachverbesserung vorzuschlagen, denn dass grundsätzlich eine Weiterentwicklung der deutschen Sprache und Kultur möglich ist, davon zeigt er sich in dieser Schrift überzeugt.

Durch sein sprachvergleichendes Vorgehen sind ihm wohl auch Unterschiede im Gebrauch der Modalpartikeln zwischen dem Deutschen und dem Französischen aufgefallen, die er für erwähnenswert hielt; und zwar im Abschnitt über Weitschweifigkeit. In diesem Abschnitt werden unter anderem noch die Möglichkeit, sich im Französischen dank des häufigeren Gebrauchs von Partizipien kürzer ausdrücken zu können, oder die Kürze, die im Deutschen mit dem knappen Fragewort *was* gegenüber *qu'est-ce que c'est* erreicht wird, erörtert. Zur Hauptsache geht es aber um die Modalpartikeln:

«Was unsern dialogischen Stil am leichtesten weitschweifig macht, das sind die vielen kleinen Wörter, die wir gerne einschieben, um dem Ausdrucke eine besondere Schattierung zu geben.

Il ne croit pas cela

Das glaubt er nun nicht.

Das glaubt er eben nicht.

Das glaubt er wohl nicht.

Das glaubt er ja nicht.

Alle diese und andere kleine Pinseldrücke des Gedankens, wenn ich sie so nennen darf, gibt der Franzose in der Deklamation bloss durch den Ton an: mit Worten kann er nicht die mindeste Schattierung des Gedankens ausdrücken, und Lesern unter uns, die das nicht gewohnt sind, kommt der französische Dialog meistens etwas kahl vor, weil sie immer die Ideen nur gerade hin gesagt finden, ohne die geringste Anzeige mit welchem Ton man die Worte deklamieren soll. Diese kleinen Wörterchen, am gehörigen Orte gebraucht, sind ein großer Vorzug der teutschen Sprache: man erinnere sich nur, wie viel Schattierungen wir dem Ausdrucke allein durch <ja> geben können.»

Es dauerte von Wezels Abhandlung an noch beinahe 200 Jahre, bis sich die Sprachwissenschaft eingehender mit diesen kleinen Wörterchen befasste. Und es wird ja doch wohl noch einige Zeit benötigen, bis dieser «Vorzug der teutschen Sprache» in gewissen sprachpflegerischen und schulischen Kreisen richtig eingeschätzt wird.

DIE MITARBEITER DES HAUPTTEILS

Bartels, Klaus, Prof. Dr., phil., Gottlieb-Binder-Strasse 9, 8802 Kilchberg

Andreotti, Mario, Prof. Dr., Birkenweg 1, 9034 Eggersriet

Niederhauser, Jürg, Dr. phil. I, Vorstandsmitglied SVDS, Ankerstrasse 28, 3006 Bern